

Bernhard Hüttenegger
Wer seinen Sohn liebt
Erzählung



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2024

1. Auflage Mai 2024

literatur nr. 153

Layout und Satz: textzentrum graz

Covergestaltung: Karin Kröpfl

Coverfotos: Adobe Stock

Autorenfoto: Karl Baumgartner

Druck: Totem

ISBN 978-3-903575-12-7



GRAZ

Bernhard Hüttenegger
Wer seinen Sohn liebt

Erzählung

»Wer seinen Sohn liebt,
hält den Stock für ihn bereit,
damit er später Freude erleben kann.«

Jesus Sirach

DAS KIND sitzt auf dem Fensterbrett und schaut auf die Straße hinaus. Das Haus ist ein altes Haus und seine Mauern sind so dick, daß der Platz auf dem Fensterbrett ein eigener kleiner Raum ist: zwischen dem Außenfenster und dem Innenfenster, das zur Küche offen ist. Draußen auf der Hauptstraße fahren die Autos hin und her. Und auf dem Gehsteig, nur eine Armlänge entfernt, gehen die Fußgänger vorbei. Durch die Gardinen sind die Autos und die Fußgänger nicht deutlich zu erkennen, aber sie bewegen sich deutlich: hin und her. Das Kind selbst, das im Fenster sitzt und hinausschaut, kann man von draußen nicht erkennen. Es fühlt sich sicher: auf der einen Seite die Küche, in der die Mutter beschäftigt ist, auf der anderen die Vorgänge auf der Straße. An der Wand neben dem Fenster hängt das Sparthermometer; in einer durchsichtigen Röhre stapeln sich die Schillinge zu einer Münzsäule. Und eine Skala an der Seite mißt, wieviel gespart wurde. Das Hin und Her der Straße einerseits und die vertrauten Geräusche in der Küche andererseits schläfern das Kind ein, ohne daß es müde wird. Es träumt, während es hinausschaut und gleichzeitig horcht. Es träumt mit offenen Augen. Da beginnt es zu regnen. Die verschwommenen Gestalten, die ganz nah am Fenster vorbeieilen, kommen ihm vor wie Fische. Und es selbst glaubt, in einem Aquarium zu sitzen. Draußen schwimmt alles durcheinander, ohne Ende und ohne Ziel, aber das Kind selbst sitzt im Trockenen: geborgen und sicher. Regentropfen trommeln gegen die Scheibe.

Die Mutter macht einen Apfelstrudel. Zuerst rührt sie den Teig an. Dann klatscht sie ihn auf das Nudelbrett, daß der ganze Tisch zittert, und knetet ihn durch, wieder und wieder. Das strengt die Mutter an und sie schnauft. Mit dem Nudelwalker wird der Teig ausgerollt, zwischendurch mit Mehl bestäubt, bis er immer dünner, fast durchsichtig wird. Wie eine rohe Haut zieht ihn die Mutter über den Küchentisch. Obwohl sie ihn vorsichtig dehnt und dehnt, zerreißt er an einigen Stellen und die Löcher müssen verklebt werden. Bis über den Tischrand wird der Strudelteig ausgezogen, wieder mit Mehl bestäubt und mit den bräunlichen Apfelspalten, mit Rosinen, Zucker und Zimt bestreut, schließlich zusammengerollt. Die bleiche Teigwurst biegt und quetscht die Mutter ins Küchenblech, das von Fett glänzt, und schiebt sie ins Rohr. Es duftet nach Zimt in der Küche. Und bald duftet auch der Apfelstrudel, wenn er fertig ist. Aber der rohe Teig sieht aus wie Haut, schmeckt wie Haut und riecht wie Haut. Nicht gerade so grauslig wie Milchhaut, vor der das Kind ekelt, aber fad.

Der Vater kommt nachhause. Das Kind, das am Tisch auf der Eckbank sitzt, sieht ihn rasch am Fenster vorbeigehen, wie er den Hut zieht und die anderen Leute grüßt. Dann hört es die Haustüre, wie sie auf und zugemacht wird, hört die Schritte des Vaters im Vorhaus – die Küchentür geht auf und der Vater ist heimgekommen. Auf einen Wink der Mutter ist das Kind zum Diwan gelaufen und hat Vaters Hauspatschen hervorgezogen. Der Vater ist nervös und aufgeregt von der Arbeit. Er hängt den Mantel an die Tür, die zum Badezimmer führt, und steuert sogleich sein

»Kastel« an. Das ist ein kleiner Kasten, nicht höher als der Tisch, über und über mit Papierstapeln und anderen wichtigen Dingen bedeckt. Es ist sein Büro und sein Schreibtisch zugleich. Dorthin legt der Vater seinen Hut und den schweren Schlüsselbund. Seinem »Kastel« darf niemand nahe kommen, und keiner darf die wichtigen Dinge berühren, die obenauf gestapelt sind. Versperrt ist es sowieso. Im Inneren sind überhaupt die allerwichtigsten Sachen. Abends, wenn der Vater manchmal am Küchentisch schreibt und rechnet, steht das »Kastel« offen und das Kind schaut aus respektvollem Abstand in das geheimnisvolle Innere. Die Innenseite der Kasteltüre ist vollgeklebt mit farbigen Bildern von vollbusigen Weibern. Sophia Loren, Gina Lollobrigida. Schmunzelnd ermahnt die Mutter den Vater, die Kasteltüre zuzumachen. Wie oft beschwert sich der Vater, daß er kein eigenes Büro, nicht einmal einen Schreibtisch zuhause hat. Jetzt hat er sich nervös zum Tisch gesetzt und das Kind stellt ihm die Patschen hin. Der Vater ist überarbeitet.

Er ist immer überarbeitet. Er raucht noch eine Zigarette und schimpft über seinen Chef, obwohl die Mutter schon das Essen bringt. Er kann sich nicht beruhigen. Er ißt hastig und läßt jedesmal etwas über. Nur Kaffee, den er »Negerschweiß« nennt, trinkt er pitschenweise.

Das Kind muß den Teller leeressen, ob es will oder nicht. Erst beim Zeitungslesen beruhigt sich der Vater ein wenig. Er sitzt mit dem Rücken an sein »Kastel« gelehnt und mit dem linken Arm auf den Tisch gestützt. »Der Herrgott hat einen großen Tiergarten!«, sagt er, legt die Zeitung zusammen und dämpft die Zigarette aus.

Schon muß er wieder zur Arbeit. Das Kind bemerkt, daß der Vater gehen muß, aber nicht gerne geht. Schon ist er fort. Widerwillig, nur der Mutter zuliebe holt das Kind jeden Wochentag die zerschlissenen Filzpatschen unter dem Diwan hervor und stellt sie dem Vater hin.

Wenn der Vater am späten Nachmittag von der Arbeit heimkommt, legt er sich gleich auf den Diwan, macht die Augen zu und legt die Hand auf die Stirn. Sogar zum Schimpfen ist er zu müde, auch essen will er erst später. Fast jeden Tag hat er »Schädelweh«. Er geht in der Küche auf und ab und reibt sich mit Franzbranntwein die Stirn ein, hält die Handfläche vor die Nase und atmet tief ein. Er löst ein Aspro in Wasser im Teelöffel auf, den er leicht hin und her bewegt. Mit der Zeigefingerspitze, die er vorher mit der Zunge befeuchtet, tupft er die Brösel vom Tisch auf. Jeden Geldschein, den er aus seiner Brieftasche nimmt oder hineingibt, wendet er zwei-, dreimal um, ob er auch beidseitig bedruckt ist. Ebenso jeden Zettel, bevor er ihn wegwirft. Den Vorhang vor dem Fenster kontrolliert er, damit er millimetergenau zugezogen ist. Hängt ein Bild schief, merkt er es sofort und rückt es zurecht. Mit dem Bartwisch in der Hand inspiziert er den Fußboden, jedes »Fuzerl« wird gejagt. Wenn er mit dem Bartwisch auf Staubfusseljagd ist, beginnt er bald wieder zu schimpfen und zu fluchen: über den »Saustall«, die »Bruchbude«. Über den Schwamm in der feuchten Küchenecke ärgert er sich und wird ganz zornig, obwohl weder die Mutter noch das Kind etwas dafürkönnen. So sehr tobt der Vater über den Mauerschwamm, daß sich die Mutter schließlich schuld daran vorkommt, weil es das Haus ihrer Eltern

ist. Und sie ist nicht mehr überrascht, weil es nicht zum erstenmal passiert, als sie der Vater, der nicht aufhört zu toben, gegen die Badezimmertür schlägt, daß das Holz dröhnt nach dem dumpfen Aufprall.

Das Kind, das bisher groß geschaut und gespürt hat, was kommt, weil es jedesmal gleich kommt, beginnt zu plärren. Aber manchmal fängt das Gleiche – zur Abwechslung – auch mit dem »Urassen« an. Der Vater regt sich furchtbar über das »Urassen« und »Wirsten« auf. Schreit »Ein Krieg gehört wieder her!«. Und steigert sich in eine Wut, einen Zorn hinein und kann nicht mehr aufhören. Dabei bekommt er diesen Blick, der dem Kind Angstaugen macht, einen Messerblick. Plärend läuft das Kind aus der Küche und versteckt sich in der Besenkammer. In der Küche schreit der Vater weiter. Er droht wieder, zur Fremdenlegion zu gehen. Einmal schon ist ihm die Mutter zum Bahnhof nachgelaufen, als er zur Fremdenlegion gehen wollte, und hat ihm den Haustorschlüssel gebracht, damit er dableibt. Oder er sperrt sich im Schlafzimmer ein, wenn er spinnt. Und die Mutter steht vor der verschlossenen Tür und bettelt, damit der Vater aufsperrt und wieder gut ist.

Auch im Kindergarten schaut das Kind nur groß, obwohl es dort keine solche Angst hat. Wenn es gefragt wird, nickt es oder schüttelt den Kopf. »Du bist ja kein Pferd!«, sagen die Kindergartenantanten. Sie wissen nicht, daß das Kind alles um sich so genau wahrnimmt, daß ihm noch vieles anderes dazu einfällt. Gleichzeitig erlebt es, was es sieht und was es sich vorstellt. Es lebt doppelt – einmal nach innen, einmal nach außen. Übrigens hat es keinerlei Ähnlichkeit mit einem Pferd, ganz im Gegen-

teil: mit seinem blonden Lockenkopf und seinen großen dunkelblauen Augen, mit den schöngeschwungenen schwarzen Brauen. Die Mutter sagt, daß sie während der Schwangerschaft, um ein schönes Kind zu bekommen, immer auf das Gemälde über dem Ehebett geschaut hat. Eine schöne schlummernde Frau mit goldenen Locken, die von Engeln umschwärmt wird, ist auf dem Gemälde dargestellt. Und so ist es auch gekommen. Die Leute haben sich über den Kinderwagen gebeugt und gesagt: »Was für schöne Locken und Augen das Kind hat!«

Einer seiner Lieblingsorte ist das »Häusel«. Das Plumpsklo, ein Anbau zum Haus, ein Bretterschlag, ist ebenerdig durch das Vorhaus und über den Hof zu erreichen. Im ersten Stock über den offenen hofseitigen Gang. Der Vater sagt »Donnerbalken« oder »Ich muß dorthin, wohin der Kaiser zu Fuß geht!«. Im »Häusel« füttert das Kind die Spinnen. Es ist eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Es sind Kreuzspinnen. In den Ecken haben sie ihre Netze übereinander ausgespannt. In den dunklen staubigen Winkeln, versteckt in ihren Nestern, lauern sie auf die Beute, bis sie sich in ihren Netzen verfängt. Die fettesten Fleischfliegen fängt das Kind leichterhand. Sie schillern grün und schwirren massenweise im »Häusel« herum. Es wirft eine Fliege ins Netz. Das Netz zittert, die Fliege sträubt sich. Und surrt und verstrickt sich noch mehr in den klebrigen Fäden. Das fein gesponnene Netz zerreißt sogar an einer Stelle. Die schlaue Kreuzspinne rührt sich nicht. Sie ist so gefährlich, weil sie so schlau ist. Sie wartet ab, bis sich die Fleischfliege hoffnungslos verstrickt hat und zu müde ist, um sich noch weiter zu wehren. Da schießt sie

aus ihrem Nest hervor, die Spinne, umkrallt ihre Beute, die noch einmal aufsurrt und zuckt, und lähmt sie mit einem einzigen Bi. Rundherum in den Spinnennetzen liegen die ausgesaugten Fleischfliegenhülsen, die Reste der Mahlzeiten. Wirft das Kind weitere Fliegen ins Netz, bleibt die Spinne in ihrem Winkel, rührt sich nicht und läßt die Beute zappeln. Sie sind vollgefressen, die Kreuzspinnen. Gleich fett wie die Fleischfliegen. Im Winter ist es saukalt im »Häusel«. Der schwere Holzdeckel ist festgefroren an der runden Öffnung. Eisblumen verkrusten das Fensterchen. Wind, Sturm und Regen umtoben den Bretterschlag, wenn man auf dem Plumpsklo sitzt. Zeitungspapier, fein-säuberlich zerteilt, hängt an einem Nagel. Im Dunkeln muß man sich nach der Gewohnheit zurechtfinden. Im Sommer stinkt es pestialisch. Einmal hat ein Ratz aus dem Loch geschaut, als das Kind den Deckel hob.

Im Hof sind die Hühner. Sie scharren auf der Erde, recken die Brust dabei und picken die Würmer auf. Sobald ein Huhn einen Wurm oder Käfer gefunden hat, gackert es und die anderen kommen dahergelaufen. Es gibt Gezank und Geflatter. Der Hahn springt auf die Hühner, duckt sie nieder und peckt sie. Ist kein Hahn in der Hühnerschar, müssen die Hennen händisch geduckt werden: Man packt sie mit beiden Händen und drückt sie zu Boden. Sonst fangen sie zu krächzen an und pecken sich gegenseitig. Außerdem legen sie keine Eier, wenn sie nicht geduckt werden. »Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, soll man den Kragen umdrehen!«, sagt die Großmutter. Eine Henne hat einen ganz nackten Hals, von den Schnabelhieben des Hahns. Das

ist seine Liebingshenne. Einer anderen sind die Federn am Hinterteil ausgerissen. Das sieht häßlich aus.

Sobald man in den Hof geht, steigt man in den Hühnerdreck. Es ist ein scharfer Gestank, den man lange nicht loswird. Der obere Garten ist abgezäunt, damit die Hühner nicht in den Gemüsebeeten scharren. Auf der einen Hofseite sind die Holzlagen, die Waschküche und der Hühnerstall. Sobald die Sonne untergeht, spazieren die Hühner von selber in den Stall. Pünktlich wie die Uhr. Dort hocken sie eng nebeneinander auf der Stange. Stecken den Kopf ins Gefieder und schlafen. Im Nest im Heu liegt ein Gipsei. Es soll die Hühner täuschen, damit sie noch mehr Eier legen. Das Kind hält die Hühner für verrückte und streitsüchtige Tiere und kann mit ihnen nichts anfangen. Aber ihm gefällt, wie sie trinken: Nach jedem Schluck recken sie sich und zeigen mit dem Schnabel zum Himmel, dabei gurren sie zufrieden. Das bedeutet, daß sie dem lieben Gott für jeden Schluck danken.

Einmal im Monat kommt die Frau Rampler, die schräg gegenüber an der Hauptstraße wohnt, und sticht ein Huhn ab. Das Kind hockt im ersten Stock auf dem Balkon und späht in den Hof. Die Frau Rampler hat sich ein Hendel, das wild flattert und gackert, unter den Arm geklemmt und geht damit in die Holzlage. Durch das Lattengitter sieht das Kind, wie sie das Hendel auf den Hackstock legt und ihm einfach mit der Hacke den Kopf abhackt. Einmal ist ein Hendel ohne Kopf aus der Holzlage herausgelaufen und hat noch ein paar Runden im Hof gedreht. So ein narrisches Hendel! Das Kind schleicht sich später in die Holzlage und starrt auf den

Hackstock. Nur ein paar Blutstropfen, die schon eingetrocknet sind. Sehr nackt, irgendwie unangenehm, sieht das Huhn aus, wenn es gerupft wird. Seine weißliche Haut erinnert das Kind an die eigene, wenn es »Gänsehaut« hat. Genausogut könnte man »Hühnerhaut« sagen.

Im Hof baut sich das Kind ein Haus. Beim Kellergeränder steckt es vier dicke Stöcke in die Erde, mit einem Stein schlägt es obendrauf. Dann legt es schmale Leisten darüber. Das Dach und die Seitenwände bestehen aus »Pappendeckel«. Auch der Boden im Inneren wird mit Pappe bedeckt. Die Tür ist zum Auf- und Zuklappen. In seinem Pappendeckelhaus hockt das Kind und fühlt sich fast so geborgen wie im Fensteralkoven. Nur sieht es nichts, obwohl es draußen noch hell ist. Aber es kann auch nicht gesehen werden. Die Hühner gackern rundherum.

Später gräbt das Kind unter der Hoftüre ein Loch und schiebt einen alten Fußball hinein. Der Lederhülle fehlt die »Seele«. Man kann den Ball deshalb nicht aufblasen. Der Großvater kommt aus der Werkstatt heraus und sagt: »Paß auf, daß das Haus nicht einstürzt!«

Hoch fliegen die Schwalben durch die Luft. Das bedeutet schönes Wetter für den nächsten Tag. Sie jagen die Mücken. Kreuz und quer, in weiten Bogen fliegen die Schwalben, manchmal tief in den Hof herab und durch die Oberlichte der Hoftüre ins Vorhaus hinein. Halme oder Stengel tragen sie im Schnabel. Oberhalb der Küchentür bauen sie ein Nest. Das bringt Glück, wenn die Schwalben in einem Haus ein Nest bauen. Über den Schwalbendreck vor der Küchentür schimpft

der Vater regelmäßig. Sobald die Jungen geschlüpft sind, wird es ein Geschrei und Gedränge im Nest geben. Die aufgespreizten Schnäbel im Nest. Ununterbrochen wollen sie gefüttert werden. Jedesmal liegen ein, zwei Schwälbchen auf dem Fußabstreifer vor der Küchentür, violette Fleischklümpchen, die aus dem Nest geworfen wurden.

In der Dämmerung flattert eine Fledermaus durch den Hof, selten auch zwei. Sie fliegen nicht so elegant und hoch wie die Schwalben, sondern torkeln durch die Luft. Unheimlich kommen sie einem nahe, daß man glaubt, sie streifen an am Kopf. Man spürt sie mehr, als daß man sie sieht. Die Großmutter, die vom Balkon zuschaut, warnt: »Die Fledermäuse bauen sich ein Nest in deinen Haaren!« Da wird es Zeit, hineinzugehen. Die Großmutter lacht, ein bißchen wie eine Hexe – aber eine gute. Schlägt sich das Kind das Knie wund, legt sie Zwiebschalen darauf zur Blutstillung, bläst darauf und sagt: »Bis zum Heiraten ist alles wieder gut!« Für einen losen Milchzahn hat sie eine besondere Methode: am Zahn einen langen Zwirnsfaden festbinden, das andere Ende an der Türschnalle der offenen Tür. Die Tür zugeschlagen und der Zahn ist heraußen.

Wenn eine Sternschnuppe fällt und man wünscht sich was, geht der Wunsch in Erfüllung. Auch wenn man eine Wimper von der Fingerspitze bläst, darf man sich was wünschen. Wer den Kuckuck rufen hört, läßt seine Münzen in der Tasche klimpern, damit sie sich vermehren. Ein Messer soll man nicht so auf den Tisch legen, daß die Schneide nach oben zeigt – die armen Seelen müssen sonst darüberreiten. Man hört sie jam-

mern, wenn der Wind im Ofen heult. Wird es plötzlich still, geht ein Engel durch den Raum. Oft klopft der Vater auf Holz, das bedeutet: Nur nichts verschreien! Hoffentlich bleibt alles, wie es ist.

Ohne seine rosa Flaneldecke kann das Kind nicht einschlafen. Es schaut senkrecht nach oben, zur gelben Lampe, die noch brennt. Fliegen fliegen herum. In eckigen Kurven fliegen die Fliegen um die Lampe. Das Kind starrt auf die Fliegen und kann den Blick nicht mehr lösen. Es ist ganz Schauen und sonst nichts. Zick-zack, hin und her, ohne daß sie zusammenstoßen, fliegen die Fliegen. Das Kind vergißt, daß es im Bett liegt, während es die Fliegen beobachtet. Da kommt die Mutter und faltet die rosa Flaneldecke zusammen. Und legt sie auf den Kopfpolster. Das Kind legt die Wange darauf. Die Mutter macht ihm ein Kreuzerl auf die Stirn und dreht das Licht aus. Wenn sie neugierig ist und irgendwo dabeisein möchte, ohne selbst gesehen zu werden, sagt die Mutter gern: »Jetzt möchte ich eine Fliege sein!«

Mit der Großmutter darf das Kind mitgehen, zum Mundsam Milch holen. Die Großmutter ist dünn und bewegt sich flink. Fast alle Leute auf der Straße grüßen sie freundlich. Über ihr graues gekraustes Haar bindet sie ein Kopftuch. Der Mundsam ist ein Bauer am Rand der kleinen Stadt: in Villmannsdorf, an der Sonnseite. Sie müssen am Wehr vorbei und über die Brücke. Die Palten wird im Wehr gestaut, für das E-Werk. Ganz glatt ist das Wasser, wo es über eine Staustufe fließt. Wie ein über eine Kante gespanntes Tuch, wie der Strudelteig über dem Küchentisch. Bevor es zerreißt und zerspritzt, in einem Wasserfall nach unten stürzt. Einige Fische

stehen im ruhigen Wasser. Sie müssen unter der Eisenbahnbrücke durchgehen. Wird ein Zug kommen?, fragt sich das Kind. Gerade, wenn wir untendurch gehen? Das Kind steht unter der Eisenbahnbrücke und wartet, ob ein Zug kommt. Es schaut auf. Die Betondecke mit den Eisentraversen ist naß und tropft. Das macht ihm Gedanken. Warum tropft es von der Eisenbahnbrücke, wenn kein Zug kommt? Ist das ein Zeichen, daß die Brücke einstürzen könnte, wenn gerade jemand unter der Brücke durchgeht, wenn ein Zug kommt? »Komm, wir können nicht so lange warten!«, sagt die Großmutter. Über einen Steg gehen sie über einen kleinen Bach. Kresse und Butterblumen wachsen dort. Stellenweise ist der Bach fast ganz zugewachsen von der Wiese, so klein ist er. Bald wird es ein unterirdischer Bach sein, denkt das Kind. Sie müssen noch über einen Wiesenweg gehen, bevor sie zum Mundsam kommen. Die Großmutter geht in den Stall und holt die Milch. Die leere Kanne hat das Kind tragen dürfen, die volle trägt jetzt die Großmutter auf dem Heimweg. Einmal ist ein Güterzug über die Eisenbahnbrücke gefahren, als das Kind darunter stand. Es hat nur furchtbar gedonnert. Sonst hatte es keine Angst.

Am liebsten ist das Kind in der Werkstatt beim Großvater. Der Großvater ist Schuhmachermeister. Er sitzt auf dem Schusterstockerl und repariert die Schuhe seiner Kunden. Das Schusterstockerl hat die Form eines großen Brotlaibs aus Holz, der auf drei Beinen steht. Am Rand ist es verpickt und verkrustet vom Schusterpapp, weil sich der Großvater dort gewohnheitsmäßig die Finger abwischt. Es gibt noch ein zweites Schuster-

stockerl. Es besteht aus einem Stück Leder, über vier Holzfüße gespannt. Darauf sitzt das Kind, gleich neben der Werkbank beim Fenster, wenn es den Großvater in seiner Werkstatt besucht. Er redet nicht viel und will nur das Wichtigste wissen. Das ist dem Kind recht so. Er ist immer gleich ruhig und gleich freundlich. Niemals schreit oder streitet der Großvater, niemals ist er grantig. Wenn er lächelt, weiß man, daß alles gut ist. Vom Zuschauen kennt das Kind alle Handgriffe, die nötig sind, um zum Beispiel einen abgetretenen Absatz zu reparieren. Mit dem »Knieriem«, einem Ledergürtel ohne Anfang und Ende, wird der Schuh am Knie festgehalten. Die abgetretene Stelle am Absatz wird mit einer Feile abgeschliffen und aufgeraut. Ein Stück Leder oder Gummi wird zugeschnitten und angepaßt. Mit dem Schusterpapp wird es daraufgepickt und festgeschraubt. Nach dem Trocknen schneidet der Großvater mit dem scharfen Kneip den vorstehenden Rand ab, glättet ihn mit der feineren Feile und färbt die reparierte Stelle. In einer vorgezeichneten Linie werden die Holznägel eingeschlagen. Manchmal näht der Großvater auch mit der Ahle. Die Fäden sind mit Schusterpech imprägniert. Oder er verwendet Eisennägel, deren Spitzen, wenn sie auf der unteren Seite heraus schauen, umgebogen werden. Dabei wird der Schuh auf ein gußeisernes Gestell als Unterlage gelegt. Es gibt verschiedene Arten von Hämmern und Zangen, viele Sorten von Nägeln und – außer dem Papp – einen eigenen Klebstoff für Gummi. In der Werkstatt ist es ruhig, aber nicht langweilig. Der Großvater arbeitet langsam und bedächtig, nie ist er nervös oder in Eile. Wenn er einen Schuh in seinen

Händen hält und dreht und wendet, lernt er dadurch denjenigen kennen, der in diesen Schuhen seiner Wege geht. Zwischendurch schaut er durch das vergitterte Werkstattfenster in den Hof hinaus. Im Winter streut er Sonnenblumenkerne auf das Fensterbrett. Die Brandvogelrn sind seine liebste Gesellschaft. Für die Meisen legt er eine Speckschwarte hinaus. Kommt eine Kundschaft vorne ins Geschäft und bringt einen kaputten Schuh, sagt der Großvater: »Werden wir schon machen!« Und er sagt den Wochentag dazu, wann der reparierte Schuh abgeholt werden kann, und legt einen Zettel mit dem Namen des Besitzers bei. Mit Kreide schreibt er nachher auf die Sohle den Preis für die Reparatur. Am teuersten sind »Doppler« – wenn ein Paar Schuhe neu besohlt wird. Es riecht nach Leder, Schusterpapp und Zigarettenrauch in der Werkstatt. Steht das Kind neben dem Großvater, der auf dem Schusterstockerl sitzt, und sieht es auf seinen Nacken, der braun und gefurcht ist, muß es an eine Brotkruste denken. Die heiße Aschen spitze seiner Zigarette streift er mit dem bloßen Finger ab. Oder er schlägt sachte mit dem Unterarm auf die Werkbank, damit sie abfällt. Seine Hände sind rau, hart und rissig von seiner Arbeit. Die Lederkammer ist vollgeräumt mit Leisten. Diese abgeschnittenen Holzfüße ohne Zehen stapeln sich im Regal. Der Großvater braucht sie, wenn er einen neuen Schuh macht. Da wird das Leder zugeschnitten und über den Leisten geschlagen. Zum Schluß kommt die Sohle drauf. Das dauert mehrere Tage. Hin und wieder macht der Großvater Arbeitsschuhe oder Hauspantoffeln für seine Stammkunden. Große Schachteln sind voll mit Lederresten für

die Reparaturen. Das Kind beobachtet, wie der Großvater den passenden »Lederfleck« aussucht, um einen Schuh zu flicken. Kurz tastet er mit der Hand in der Schachtel, mustert ein, zwei Lederstückchen, befühlt sie zwischen den Fingern, läßt sie wieder fallen, rührt noch einmal um – und schon hat er das passende gefunden. In der Lederkammer ist es kühl, weil unterhalb der Keller ist. Es riecht stark nach Leder. Das Kind mag den Geruch, obwohl er so stark ist. Es versucht, die einzelnen Gerüche der verschiedenen Ledersorten zu unterscheiden: vom steifen dicken Sohlenleder bis zum weichen biegsamen Fersenleder.

In seiner Kiste liegt Schurl, der Dackel, und döst. Spricht man ihn an, macht er höchstens ein Auge auf oder runzelt die Stirn, ohne sich zu rühren. Schurl ist schon alt. Wenn man ihn ruft, kommt er schon. Er stellt seine hängenden Ohren halb auf, legt den Kopf schief und schaut einen an mit seinen schwarzen Kugelaugen, mit seinem Dackelblick. Auf der Stirn hat er ein schwarzes Dreieck. Daran erkennt man ihn unter hundert anderen Kurzhaardackeln. Mit freiem Auge sieht man in seinem Fell die Flöhe krabbeln. Bei Feuerwehralarm oder am Samstag zu Mittag, wenn die Sirene heult, heult der Schurl mit. Frißt er Gras, wird es am nächsten Tag regnen. Mit dem Großvater geht er jedes Wochenende auf den Berg. Und jeden Sonntag schleppt er einen schweren Stein, so groß wie sein eigener Kopf, vom Berg herunter. Die Freunde, die den Großvater in der Werkstatt besuchen, oder die Kunden, die ins Geschäft kommen, kennen die komische Angewohnheit vom Schurl und fragen: Ob er, der Großvater,

den Dackel dressiert habe, um Baumaterial vom Berg herab zu befördern. Ob er, der Schurl, sich nicht das Gebiß ruiniere mit seiner komischen Angewohnheit. Aber er läßt es sich nicht nehmen, er läßt sich den Stein nicht aus dem Maul nehmen und knurrt, wenn einer es versucht. Erst zuhause im Hof legt er das Stück vom Berg irgendwo ab und kümmert sich nicht mehr darum. Müde schleppt er sich zu seiner Kiste in der Werkstatt, rollt sich zusammen und schläft ein. Wenn der Schurl im Bürgerwald wildert, kommt er tagelang nicht heim. Man kann ihn rufen, so laut und so oft man will. Er hört auch nicht auf den eigenen Pfiff, dem er sonst folgt. Er hat Witterung von einem Wild bekommen und hetzt durch den Wald. Wildernde Hunde werden von den Jägern erschossen. Man kann nur hoffen, daß der Schurl von selber erschöpft nachhause kommt, und ihn beim nächstenmal an die Leine nehmen.

Auf dem Berg hat sich der Großvater mithilfe seiner Freunde eine Hütte gebaut. Jeden Samstag nach dem Mittagessen packt er seinen Rucksack und geht bergauf. Das Berggehen gehört zum Großvater wie das Schu-hefflicken. Die Bergkameraden – ein jeder von ihnen hat seine eigene Hütte – besuchen sich gegenseitig. Da wird auch gezecht und der Almrausch blüht das ganze Jahr über. Denn im Winter geht der Großvater mit den Schiern auf den Berg. Steigfelle, Seehundfelle schnallt er an die Laufflächen. Und bergab reitet er im Schneepflug, auf den Schistöcken sitzend. Ein paar mal durfte das Kind den Großvater in seiner Hütte besuchen. Sie ist gleich gemütlich wie die Werkstatt. Ein Tannenhäher, der »Tschaggl«, wartet schon jeden Samstag auf ihn.

Unterm Dach wohnt ein Siebenschläfer, der rumort mitten in der Nacht. Das Kind hat in einen Ameisenhaufen gespuckt und die Hand darüber gehalten und daran gerochen. Gut für die Lungen. »Ich glaube an die Sonne!«, hat der Großvater gesagt.

Bleibt er ausnahmsweise im Tal am Sonn- oder Feiertag, zieht der Großvater seinen Steireranzug an, setzt den Hut mit dem Gamsbart auf und geht in die Kirche. Anschließend zum Frühschoppen in die Gasthäuser der oberen Stadt. Das ist seine »Geschäftspolka«. Beim Kirtag kauft er dem Kind türkischen Honig, weil er der Göd ist. Selber trinkt er ein Glaserl Met.

An die weißgekalkte Mauer beim Türstock in der Werkstatt stellt sich das Kind mit dem Rücken und markiert, wie viel es gewachsen ist. Ein Lineal hat es sich auf den Kopf gelegt. Der Großvater muß das Datum dazuschreiben.

Das Haus ist alt und liegt an der Hauptstraße der tausendjährigen Stadt. Der Verputz bröckelt im Vorhaus, weil die dicken Steinmauern atmen und schwitzen. An der straßenseitigen Fassade, oberhalb der Haustüre ist das Wappen des alten Bürgerhauses aufgemalt: Hans Sachs, der Meistersinger und Schuhmachermeister. Hans Sachs ist der Hauspatron. Über dem Geschäftsportal steht groß in Blockbuchstaben SCHUHE und der Name des Großvaters. Zuerst hatte der Großvater das kleine Haus gegenüber gekauft, in dem die Mutter geboren wurde. Danach das größere Hans-Sachs-Haus, in dem das Kind geboren worden ist. Es paßt auch besser. Es ist das richtige Haus. Nur der Vater regt sich über den Hausschwamm, über den Schwalbendreck, über

die »Bruchbude« auf und schimpft, wenn der Großvater hinter die Hoftüre »zudelt«. Das Kind macht's ihm nach.

Die Großmutter schaut im ersten Stock aus dem Fenster. Fensterschauen ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie hat extra einen Polster als Unterlage für das harte Fensterbrett. Für die meisten Nachbarn, die an der Hauptstraße wohnen, ist Fensterschauen die liebste Freizeitbeschäftigung. Manchmal steht auch der Großvater – mit seiner geflickten Schürze und seiner speckigen Schirmmütze – vor der Haustüre: Leute schauen.

Das Viertel, in dem das Haus steht, heißt Salzburger Vorstadt. Im Volksmund »Sauzipf«. Es ist eine kleine Stadt für sich. Und reicht vom Viehplatz, vom Gasthaus Friedl, gegenüber Bäckerei Schnuderl, bis zum Volksheim, gegenüber Kracherlfabrik Herwerthner, bis zur Bürgerspalkirche, zum Armenhaus. Den sehr schlanken, spitzen Turm der Bürgerspalkirche, ihr steiles Dach und ihre hohen spitzen Fenster sieht das Kind vom Hof aus. Ins Armenhaus lugt es im Sommer, wenn die Fenster ebenerdig offenstehen, hinein. Auf den Betten sitzen, halb an- oder ausgezogen, sehr alte und sehr gebrechliche Männer. Sie schauen aus, als ob ihnen keiner mehr helfen könnte. Der Großvater der Mutter, der Vater der Großmutter, war zum Schluß im Armenhaus gewesen. Erzählt die Mutter. Rasch läuft das Kind vorbei. Im Nachbarhaus an der linken Seite, geht man auf die Hauptstraße hinaus, ist die Gemischtwarenhandlung Löschnig. An der rechten Seite die Damenschneiderei Kriutz im ersten Stock und der Herrensneider Kalaschek ebenerdig. Gegenüber, an der anderen

Straßenseite, noch das Wirtshaus Kienberger und die Tischlerei Meier. Einmal deckte ein Sturm das Großvaterhaus ab. Und das Blechdach lag zusammengerollt wie der Deckel einer Sardinendose auf der Straße. Ein andermal wurde ein kleines Mädchen von einem Auto gegen das Geschäftsportal geschleudert. Durch die Stadt verläuft die »Gastarbeiterroute«. »Benzinhunnen«, sagt der Vater, wenn die Autokolonnen vorbeijagen. Früher verlief hier die römische Salzstraße. In der oberen Stadt steht noch das mittelalterliche Salzamtshaus. Auch Reste der alten Stadtmauer sind noch erhalten sowie das Burgtor, das »Tor zum Gebirge«. Kommt der Bierführer zum Friedl oder zum Kienberger, poltern die Bierfässer auf das Trottoir und werden hineingerollt. Schon flitzt die Frau Schieden, die in dem Haus wohnt, in dem die Mutter geboren wurde, mit Bartwisch und Schaufel heraus. Und kehrt die Roßäpfel von der Straße auf. Der Bierführer hat eine lederne Schürze. Im Sommer muß er außerdem die Eisblöcke schleppen. Für den Eiskeller, zur Kühlung. Hochrot ist er im Gesicht, vom schweren Heben. Nachher sitzt er beim Friedl oder beim Kienberger und trinkt sein eigenes Bier. Mit dem Daumen reibt er den Rand des Krügels, vor dem ersten Schluck. Mit dem Handrücken wischt er sich den Mund nachher. Der Bierkutscher hat eine polternde Stimme, die gut zum Gepolter der Bierfässer auf dem Asphalt paßt.

Zum Löschnig wird das Kind zum Einkaufen geschickt. Es merkt sich auswendig, was es einkaufen muß. Die Frau Löschnig schreibt alles auf einen Zettel und rechnet dann alles zusammen. Oft muß man sich anstellen und lange warten, bis man drankommt.